

BRADFORD
MORROW

Die tödlichen
Talente des
Mr. Diehl

Roman

it

Bradford Morrow

*Die tödlichen
Talente des
Mr. Diehl*

Roman

Aus dem Englischen
von Hans-Christian Oeser

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel *The Forgers*
bei The Mysterious Press, an imprint of Grove Atlantic, Inc. New York

insel taschenbuch 4433

Deutsche Erstausgabe

Erste Auflage 2016

© der deutschen Ausgabe Insel Verlag Berlin 2016

Copyright © 2014 by Bradford Morrow

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags sowie
der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werks darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm
oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlaggestaltung: Zero Werbeagentur, München

Umschlagfoto: FinePic®, München

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-36133-6

Die historische Wahrheit ist für ihn nicht das Geschehene; sie ist unser Urteil über das Geschehene.

Jorge Luis Borges, »Pierre Menard, Autor des *Quijote*«

Welchem Zweck dient dieser ewige Kreislauf von Elend, Gewalt und Angst? Dies alles muss doch auf ein Ziel zu-
führen, denn sonst würde unser Universum ja vom Zufall
regiert, und das ist schlicht undenkbar. Doch was für ein
Ziel? Das ist die große, uralte, wieder und wieder gestellte
Frage, von deren Beantwortung der menschliche Geist so
weit entfernt ist wie eh und je.

Arthur Conan Doyle, »Die Pappschachtel«

Seine Hände fand man nie. Wochenlang suchten Trupps die windgepeitschte Küste südlich des Montauk Highway ab, schwärmten aus in das vereiste Gestrüpp am Rande der Dünen, durchkämmten Kilometer um Kilometer den Ufersaum, wo sie nach einem kleinen behelfsmäßigen Grab Ausschau hielten, in dem das Händepaar begraben sein mochte. Ihre Bemühungen wurden nicht nur durch das kurze Tageslicht erschwert, sondern auch durch die Februarschauer, die alle verdächtigen Spuren im Sand und in der halb gefrorenen Erde verwischten. Da man mutmaßte, die abgetrennten Hände könnten, falls sein Angreifer sie in die schäumende Gischt hinausgeschleudert hatte, an den Strand gespült werden, wurde bei Ebbe auch in den Brandungstümpeln gestochert. Sofern das Salzwasser seine Fingernägel nicht sauber geschrubbt hatte, bestand eine gewisse Chance, dass sie gerichtsmedizinisch verwertbare Anhaltspunkte bieten würden – vor allem dann, wenn er sich gegen seinen Angreifer zur Wehr gesetzt hatte, worauf das Durcheinander am Tatort hinzudeuten schien. Dennoch förderte die Suche nichts zutage. Es war, als hätten sich seine Hände an den Gelenken einfach vereint, hätten sich in ein Paar Schwingen verwandelt und wären über den grauen Atlantik davongeflogen.

Auf der Intensivstation eines New Yorker Krankenhauses, wohin man ihn auf Bitten seiner Schwester gebracht hatte, blieb der arme Teufel noch zehn Tage am Leben. Mitunter bei Bewusstsein, meist jedoch nicht, war er außerstande zu sprechen, sei es mit seiner Schwester, sei es mit der Polizei, denn wer immer ihm die Hände abgehackt hatte, hatte ihn zuvor mit brutaler Präzision auf den Hinterkopf geschlagen – wie es ihm zur Gewohnheit geworden war, hatte der Eigenbrötler schon vor dem Morgengrauen still an seinem Schreibtisch gearbeitet – und ihn auf dem Fußboden seines zum Strand hin gelegenen Studios in einer Lache von geronnenem Blut bewusstlos liegen lassen.

Offenbar war der Eindringling ein Experte bei seinem grausigen Geschäft, oder er hatte außerordentliches Glück gehabt. Keine Anzeichen für ein gewaltsames Eindringen. Die marmorne Teigrolle, mit der er dem Opfer den Schädel eingeschlagen hatte, stammte aus dessen eigener Küche. Weder Fuß- noch Fingerabdrücke. Es waren keine Wertgegenstände entwendet worden, kein Geld, kein Schmuck. Auf dem Schreibtisch des Opfers lag unberührt die alte Patek Philippe Calatrava, ein Erbstück seines Vaters; der Sekundenzeiger drehte sich gelassen im Kreis. Und da sich der Streit irgendwann vor Sonnenaufgang zugetragen hatte, war den Nachbarn in dem bisschen grau-grünen Licht, das der frühe Wintertag gewährte, nichts Ungewöhnliches aufgefallen. Anscheinend hatte sich der Eindringling nach dem Blutbad in Luft aufgelöst, gradeso wie die Hände. Niemand aus den üblichen Grüppchen der Jogger, die täglich schon bei Sonnenaufgang den Strand entlangliefen, oder der verschlafenen Hundebesitzer, die, eingemummelt gegen die Kälte, ihre Hunde ausführten, hatte irgendetwas Verdächtiges bemerkt. Ebenso wenig war irgendwer in der Nachbarschaft

durch Rufe oder Schreie geweckt worden; das unermüdliche Rauschen und Zischen der Ozeanwellen hatte jedes derartige Geräusch übertönt, wenn es denn ein solches gegeben hatte. Zudem waren die Fenster zu beiden Seiten des Hauses geschlossen, die Vorhänge dicht zugezogen gewesen.

Als der Postbote, der seine frühmorgendliche Runde drehte, ein weiteres der zahlreichen Pakete zustellen wollte, die von allen Ecken der Welt an diese Anschrift gingen, fand er die Haustür angelehnt, was angesichts des kalten Wetters verwunderlich war. Im Laufe der Jahre hatten er und das Opfer wenn nicht Freundschaft, so doch gute Bekanntschaft geschlossen. Umso unerträglicher war es, dass ausgerechnet er, nachdem er immer wieder gerufen hatte, erst leise, dann laut, und schließlich unsicher und zitternd in die Diele getreten war, im hinteren Teil des Cottage den Körper entdecken musste – wie sehr hatte er gehofft, dass weder ihm noch sonst einem, den er kannte, dergleichen jemals widerfahren würde! Noch als Rettungswagen und Polizeifahrzeuge in die schmale Auffahrt zum Cottage bogen und wie Meteore, die in ein Kloster einschlagen, die Ruhe dieser abgeschiedenen Wohngegend durchbrachen, klammerte sich der Mann ohne Hände mit festem Mut, wenngleich wenig mehr ans Leben.

Die verblüffendste Entdeckung, die die Ermittler am Tatort machten, war eine Anzahl Briefe und Manuskripte von der Hand politischer und literarischer Persönlichkeiten aus früheren Zeiten, die kreuz und quer im Studio verstreut waren. Auch seltene Bücher bedeckten den Boden, die Einbanddeckel aufgespreizt wie die Flügel toter Vögel, die Widmungsseite meist aus der Bindung herausgerissen. Zusammen mit Dutzenden anderer Bücher lagen Lincoln und Twain, Churchill und Dickens und ein ganzer Schatz an Doku-

menten von Arthur Conan Doyle herum. Die meisten davon waren mutwillig beschädigt worden, zerfetzt oder mit Blut und mit Tinte aus einer Vielzahl antiker Tintenfüßer besudelt, die früher einmal säuberlich in einem Schränkchen aufgereiht gestanden hatten, jetzt aber herumgeworfen worden waren. Ob irgendwelche Manuskripte oder handsignierte Bücher fehlten, ließ sich nur schwer feststellen, denn offenbar war ein Katalog der Sammlungsbestände nicht vorhanden. Spätere Nachforschungen bei der Versicherungsgesellschaft ergaben, dass sie weder inventarisiert noch versichert waren. Da aber andere Wertgegenstände auch nicht entwendet worden waren, nicht einmal Bücher aus den Regalen, die die Wände des Studios säumten, herrschte die Annahme vor, dass auch keine literarischen Schätze gestohlen worden waren. Welche Logik könnte einen Angreifer bewegen, so viel kostbares eigenhändig geschriebenes Material zu verwüsten, um sich dann mit anderem Material davonzumachen? Nein, bei dem vorliegenden Kapitalverbrechen schien es sich um die willkürliche Zerstörung wertvollen Eigentums und um schwere Körperverletzung, vermutlich mit Tötungsvorsatz, zu handeln, nicht um einen schlichten Diebstahl.

Als Adam Diehl schließlich starb, war zusammen mit ihm alles dahin, was er über den Überfall hätte aussagen können – wer dahintersteckte, was eine so barbarische Tat motiviert haben mochte. Bis zum heutigen Tage bedrückt es mich, zugeben zu müssen, dass sein Tod unter den obwaltenden Umständen ein tragischer, aber gottgewollter Segen war, wenn man bedenkt, was für ein entsetzliches Leben ihn erwartet hätte – stumm und mit Prothesen –, hätte er überlebt. Bei der Hirnschädigung als Folge seines Schädeltraumas hätte jedes Sprechen seine Fähigkeiten überstiegen, und auch Zeichensprache wäre ihm verwehrt geblieben. Sei-

ner Schwester Meghan zufolge war er schon immer ein Einzelgänger gewesen, doch weit über das Vergnügen hinaus, welches er daraus gezogen hatte, dass er das Leben eines Phantoms führte, hätten seine Verletzungen ihn von anderen Menschen abgesondert. Nein, bestimmt war es besser, friedlich auf einem hübschen, gepflegten Friedhof zu liegen, als die tägliche Plackerei einer solchen Behinderung zu erleiden. Ist es für den Schmetterling, dem ein leichtfertiges Kind die Flügel ausgerissen hat, nicht besser, unter seinem Absatz zertreten zu werden, als flugunfähig im Gras liegen zu bleiben und zum Himmel aufzustarren?

Meghan, mit der ich schon vor diesem Ereignis ein paar Jahre lang befreundet gewesen war, rief mich an, um mir die schreckliche Nachricht mitzuteilen. Sie schluchzte so hysterisch, dass ihr Atem in ruckartigen Stößen ging und ihre Worte über die schlechte Handyverbindung nur in Fetzen zu mir drangen. Als ich das Geschrei spielender Kinder im Hintergrund hörte – wieso waren die nicht in der Schule? –, begriff ich, dass sie ihren Arbeitsplatz verlassen hatte, um mich von dem etwas privateren Parkgelände des Tompkins Square aus zu erreichen. Ich wusste nicht, was ich sagen sollte, und so sagte ich nichts, sondern hörte ihr nur zu, meiner geliebten Meghan, während sie mir alles erzählte, was sie von dem Vorfall wusste. Ich weiß noch, wie benommen und verstört ich mich fühlte, als ich allein an meinem Küchentisch saß und mir um alles in der Welt wünschte, bei ihr zu sein, ihre Tränen wegzuküssen, sie fest an mich zu drücken.

Meghan, geschieden, liebenswürdig, eine unpräzise, ja erdverbundene Frau mit flammend rotem Haar, die man, obwohl sie Ende dreißig war, ohne weiteres zehn Jahre jünger geschätzt hätte, führte im East Village ein Antiquariat,

das auf ihre beiden Interessengebiete Kunst und Kochen spezialisiert war. Schon früh hatte sie gelernt, auf eigenen Beinen zu stehen. Noch bevor Adam und sie das Teenageralter erreicht hatten, waren sie zu Waisen geworden – ein Bootsunglück bei Montauk, wo die Familie das kleine Strandhaus besaß, das Adam später zu seiner Arbeitsklausur machen sollte – und in Manhattan von einer lesewütigen Tante großgezogen worden. In jenen Jahren der Kindheit waren sie einander ungewöhnlich nahegekommen und hatten sich auf die Unterstützung und die Gesellschaft des anderen verlassen. Vor ihrem trunksüchtigen Vormund hatten sie ein gutes Benehmen an den Tag gelegt, sich daneben jedoch eine ganz eigene Kinderwelt erschaffen, eine Welt, die im Grunde genommen mehrere Jahre lang von nur zwei Personen bewohnt wurde. Obwohl Adam das ältere Geschwister war, hatte sich Meghan stets kontaktfreudiger gezeigt, deshalb beschützte sie ihn in gewisser Weise, bemutterte ihn zuweilen sogar. Übertrieben großzügig, wie sie war, hatte sie ihm das Haus bei Montauk überlassen und, wie ich irgendwann bemerkte, oft seine Rechnungen bezahlt, wenn er damit in Verzug geriet. Während sie mir, soweit sie ihr bekannt waren, die neuesten Details seiner Verletzungen schilderte, stellte ich sie mir dort auf dem Square vor, wie sie im Nieselregen unter schweren violetten Wolken allein zwischen den kahlen Bäumen umherging, und in meinem Herzen war ich bei ihr.

»Wo ist er jetzt?«, fragte ich und versuchte, so ruhig zu sein, dass es für uns beide reichte.

»Man hat ihn in die Notaufnahme des Southampton Hospital gebracht.«

»Dann ist er also noch am Leben«, sagte ich. »Das klingt doch vielversprechend, nicht wahr?«

»Mit Mühe und Not, er ist in einem kritischen Zustand, man hat mir gesagt, dass er eine Menge Blut verloren hat –«, und wieder verfiel sie in einen Weinkrampf.

Ich wartete ein wenig, bevor ich fragte: »Meg, wann ist das alles passiert? Weiß man, wer der Täter ist?«

»Heute ... heute Morgen«, antwortete sie. Da sie meine zweite Frage übergang, nahm ich an, dass man es nicht wusste; vielleicht war es in diesem Augenblick aber auch nicht von besonderer Wichtigkeit für sie.

Da ich einen Wagen besaß – als echtes Stadtmädchen konnte Meghan nicht Auto fahren –, erbot ich mich, sie auf der Stelle zum Krankenhaus zu begleiten. Wir würden einen Wagen mieten müssen, da meiner in der Reparaturwerkstatt sei, aber das sei kein Problem, versicherte ich ihr.

»Mein Gott, ich weiß nicht, ob ich es über mich bringe, ihn zu besuchen. Ist das schlecht von mir?«

»Natürlich nicht. Wahrscheinlich würde er nicht einmal merken, dass du da bist, bei all den Medikamenten, die er einnehmen muss«, beruhigte ich sie. Dann: »Willst du, dass ich dich abhole?«

»Später, ja«, sagte sie und hörte abrupt auf zu weinen. »Dein Angebot ist lieb gemeint, zumal du meinen Bruder nie so richtig gemocht hast.«

»Das habe ich nie gesagt.« Mehr konnte ich nicht herausbringen, und obwohl sie, was meine Gefühle betraf, nicht ganz unrecht hatte, muss ich gestehen, dass ich wie vom Donner gerührt war, weil es ihr ausgerechnet unter diesen Umständen in den Sinn kam, so etwas zu sagen. Aber ich musste mir vor Augen führen, dass Meghan am Boden zerstört war, überwältigt von so unerwarteten, niederschmetternden Neuigkeiten. Keinesfalls durfte ich etwas sagen, was zu einem unnötigen, widersinnigen Streit zwischen uns füh-

ren würde. Meine Aufgabe war es nicht, ihr zu widersprechen, sondern sie wissen zu lassen, dass sie nicht allein war, dass sie auf mich zählen konnte. Schließlich war sie ein Fels für mich gewesen, als ich nicht lange, nachdem ich begonnen hatte, mit ihr auszugehen, selbst der Unterstützung bedurfte. Nun war ich an der Reihe.

»Hör zu«, äußerte ich vorsichtig. »Ich bin sicher, er kommt wieder in Ordnung. Er ist ein gesunder Kerl, das spricht zu seinen Gunsten. Menschen haben schon Schlimmeres überlebt.«

In der Welt der Bücher erregte die Nachricht von dem Überfall auf Adam Diehl zumindest eine Zeitlang großes Aufsehen, obwohl er im Handel mit seltenen Büchern kein wichtiger Akteur, ja nicht einmal eine sonderlich bekannte Persönlichkeit gewesen war. Alle waren zutiefst verstört von den Ereignissen, entsetzt darüber, dass einer der ihren, ein Bücherfreund wie sie, einem so makabren Angriff zum Opfer gefallen war. Zu den üblichen Fragen, die sich außerhalb dieser exklusiven literarischen Gemeinschaft jeder stellte – wer hat das getan? war Montauk nicht immer ein sicherer Wohnort gewesen? –, gesellte sich zugleich ein profundes Interesse an den Büchern selbst. Wer würde Bücher von solchem Wert mutwillig zerstören? Wer wusste, dass dieser Diehl eine so umfassende Sammlung zusammengetragen hatte? Und was würde mit den Büchern geschehen, die nicht zerstört worden waren? Niemand stellte mir direkte Fragen, weder nach dem Sammler noch nach seiner Bibliothek, doch meine Beziehung zu seiner Schwester war allgemein bekannt, und aus den Beileids- und Betroffenenheitsbekundungen meiner Kollegen aus der Bücherwelt konnte ich die ungestellten Fragen heraushören.

Nachdem Adam nach New York City gebracht worden

war, begleitete ich Meghan ein einziges Mal ins Krankenhaus, bevor er starb. Ihre Angst, ihn so zu sehen, mit verbundenen Handgelenken und bandagiertem Kopf, angeschlossen an eine beeindruckende Vielzahl von Apparaturen, löste ein Mosaik widersprüchlicher Reaktionen in mir aus. So wie es jedem anderen auch ergangen wäre, quälten mich Meghans Trauer und Angst, und ich war erschüttert, Adam hilflos auf der karnevalbunten, nicht sehr antiseptischen Intensivstation liegen zu sehen. Trotz der Details, mit denen sie seine Verletzungen bereits beschrieben hatte – mit einem so schlimmen Zustand hatte ich nicht gerechnet. Ich hatte mir Adam schwer verstümmelt vorgestellt, nicht jedoch in Lebensgefahr schwebend. Und doch, von ihrer Bemerkung über meine nicht unbelastete Beziehung zu ihrem Bruder fühlte ich mich noch immer gekränkt. Sie brachte mich in die wenig beneidenswerte Lage, so tun zu müssen, als sei ich über seinen Zustand sehr viel betroffener, als ich es beschämenderweise tatsächlich war. Es macht mir nichts aus, es zuzugeben, aber hinter meinen Beteuerungen liebevoller Besorgnis verbarg sich eine Art schwermütiger Gefühls lähmung. Kein zivilisierter Mensch sieht einen Mitmenschen gern leiden, und trotz der Charakterfehler, die ich haben mag, halte ich mich für zivilisiert. Kurz, es war eine traurige Krankenwache, und ich tat mein Äußerstes, um mich der Situation gewachsen zu zeigen.

»Adam«, flüsterte Meghan, als sie sich dicht an sein von Mullbinden umhülltes Gesicht beugte, und brach so das unglückliche Schweigen im Raum. Wegen der Schwellungen unter seinen Augen sah er aus, als habe er ein ganzes Jahr lang nicht geschlafen, auch wenn ihm die Adlernase inmitten all der Verwüstung eine Art Würde verlieh. Ich hatte nie zuvor bemerkt, dass seine Nase fast die gleiche Form hatte

wie die seiner Schwester. »Adam, Liebling. Ich bin bei dir, um dir Mut zu machen. Das wollen alle.«

Er antwortete nicht – konnte er nicht antworten?

Als Meghan mir einen Seitenblick zuwarf, zu ihrem Bruder hinnickte und mich aufforderte, ein paar aufmunternde Worte hinzuzufügen, verwandelte sich meine Benommenheit in noch tiefere Trauer um sie. Es schien unvermeidlich, dass sie ohne Familie in dieser Welt zurückbleiben würde; die Tante, die sie großgezogen hatte, war etwa um die Zeit gestorben, als Meghan und ich begonnen hatten, miteinander auszugehen, und schon bald würde ich die einzige »Familie« sein, die sie hatte.

Auf Meghans Wink hin flüsterte ich: »Adam, falls du uns hören kannst, ich möchte mich dem anschließen, was Meghan gesagt hat. Du bist hier in guten Händen, in den besten. Du musst einfach durchhalten –«

Seine bis dahin geschlossenen Augen öffneten sich halb, als er seinen Kopf auf dem Kissen ein paar mühsame Zentimeter zu mir wandte.

»Adam?«, platzte Meghan heraus, und in ihrer Stimme stieg Hoffnung auf.

»Ich hole jemanden«, sagte ich zu ihr und verließ eilends das Zimmer.

Als ich eine Minute später zurückkehrte und der Tageschwester ins Zimmer folgte, war Adam in ein Halbkoma zurückgefallen, und Meghan streichelte sein jetzt wieder unempfindliches Gesicht. Als wir das Krankenhaus verließen, zeigte sie sich überrascht über seine Reaktion auf meine Gegenwart und sagte leicht wehmütig: »Er scheint eher deine Stimme erkannt zu haben als meine.«

»Wie schon gesagt, ich glaube nicht, dass er bei all den Medikamenten, die man ihm verabreicht, wirklich in der

Lage ist, jemanden zu erkennen. Er schien nur auf einmal große Schmerzen zu haben.«

»Wahrscheinlich hast du recht.«

»Sieh mal, die Hauptsache ist, ich bin froh, dass wir da waren, um ihm zu helfen, so gut wir konnten.«

»Ich auch«, sagte sie und legte mir den Arm um die Taille.

»Ich bin froh, dass du mitgekommen bist.«

»Und kein Wort mehr davon, dass ich deinen Bruder nicht leiden kann, einverstanden?«

»Tut mir leid, dass ich das gesagt habe. Ich verspreche dir, es nicht wieder zu tun.« Sie zog mich enger an sich.

Ich fühlte mich erleichtert, ja sogar ein wenig bestätigt, beugte mich zu ihr und küsste sie, bevor ich ein Taxi herbeiwinkte, um in die Stadt zurückzufahren.

Adam starb wenige Tage später. Obwohl Meghan ihren Bruder jeden Morgen und jeden Abend besuchte, schäme ich mich, zugeben zu müssen, dass ich nach jenem ersten Besuch immer wieder legitime Ausreden erfand, die mich vom Krankenhaus fernhielten. Meine jämmerliche Abwesenheit von seinem Krankenbett machte ich dadurch wett, dass ich all meine Kraft aufbot, um ihr dabei zu helfen, die Einäscherung und die Beisetzung zu organisieren. Wir hatten einander schon lange nahegestanden, doch nie so nahe wie in dieser Zeit. Meghan verbrachte jede Nacht in meinem weiträumigen Apartment unweit Irving Place, in der Nähe des Gramercy Park. In Ruhe bereiteten wir gemeinsam das Abendessen zu, wobei ich die Rolle des stellvertretenden Küchenchefs übernahm, während sie an einem Abend Jakobsmuscheln grillte und an einem anderen eine Ente briet. Wenn wir nicht schlafen konnten, tranken wir zusammen eine Flasche Wein und sahen uns alte Science-Fiction-Filme wie *Metropolis* oder *Die Insel der verlorenen Seelen* an.

Wir liebten uns mit einer Inbrunst, wie sie in den Lebenden nur eine nahe Begegnung mit dem Tod inspirieren kann. Auf denkbar schlichteste Weise umfingen wir das Leben, indem wir einander umfingen. Gewiss, in jener Periode der Trauer und des Überlebenswillens war Adam nie allzu weit von unseren Gedanken entfernt; Meghan rief sich glückliche Momente aus ihrer gemeinsamen Vergangenheit ins Gedächtnis zurück, und ich hörte mir alles an, wusste ich doch, dass diese Erinnerungen ihr kostbarstes Vermächtnis waren und als solches respektiert werden mussten.

Beide waren wir von den Ermittlern bereits getrennt genommen worden, und nach stundenlangen ermüdenden, ja demütigenden Verhören wurden wir nicht länger als »Personen von besonderem Interesse« eingestuft, wie die leidige Phrase lautet. Dass sie ausgerechnet an mir ein besonderes Interesse gezeigt hatten, war, um es milde auszudrücken, nervenzermürend, doch nachdem sie herausgefunden hatten, dass ich zu Hause geschlafen und weder ein Motiv für den Mord noch die Mittel dazu gehabt hatte, ließen sie mich gehen und verfolgten die wenigen Spuren, über die sie sonst noch verfügten. Auch andere Personen wurden zur Vernehmung einbestellt, darunter etliche aus der Welt der seltenen Bücher, von denen offenbar alle passable Alibis vorweisen konnten. Als ich gefragt wurde, ob ich diesen Händler oder jenen Sammler kannte, bejahte ich aufrichtig und sagte, meiner bescheidenen Meinung nach seien sie über jeden Vorwurf erhaben.

Unterdessen begann die Presse, die die Verstümmelung und Ermordung Adam Diehls anfangs groß herausgebracht hatte, das Interesse an dem Fall zu verlieren. Ein lokales Skandalblatt hatte der Tat den Namen »Manuskript-Mord« gegeben. Trotz der einigermaßen cleveren Alliteration fand die For-

mulierung keine große Verbreitung – welcher Boulevardzeitungsleser schert sich schon um literarische Manuskripte, geschweige denn um seltene Bücher? –, und die Geschichte selbst wanderte von den ersten Seiten in den Mittelteil und verschwand schließlich ganz, schneller als ich oder sonst jemand im Buchhandel, ob nur am Rande involviert oder nicht, es erwartet hätte.

In dieser Zeit sonderten Meghan und ich uns von anderen ab. Dies gab ihr, deren Widerstandsfähigkeit einen tiefen Eindruck auf mich machte, die Chance, ihren Heilungsprozess zu beginnen. Unweigerlich kamen wir immer wieder auf die Frage zurück, wer den Wunsch gehabt haben könnte, Adam derartige Verletzungen zuzufügen, ihn auf diese Weise umzubringen, und Meghan gelangte zu dem Schluss, es könne durchaus ein völliger Unbekannter sein.

»Er hatte sein eigenes Leben dort draußen in Montauk«, sagte sie mit frustrierter Resignation. »So nahe wir uns auch waren, ich bin mir sicher, es hat alle möglichen Dinge gegeben, die er seiner kleinen Schwester verheimlicht hat.«

Ich nickte und dachte: Wohl wahr.

Sterben ist ein gefährliches Geschäft. Der Tod, eine Erlösung vom Leiden, eine Befreiung von den Problemen des Lebens, ist zugleich eine Anklage. Sind wir erst einmal tot, werden Geheimnisse, die wir so sorgfältig gehütet haben wie schwarze Blumen in einem versteckten Garten, häufig ans Licht gebracht, wo sie gedeihen können. Gezüchtet mit Wahrheit, gedüngt mit Gerüchten, treiben sie Blüten und Zweige, die für alle, die ihren giftigen Duft riechen, schädlich sind. Obwohl ich mein Bestes tat, um Meghan vor gewissen unliebsamen Entdeckungen zu schützen – wie so viele Schwestern wollte sie verständlicherweise nichts anderes glauben, als dass ihr Bruder ein unschuldiges Opfer war –, über kurz oder lang würde sich das eine oder andere belastende Detail aus seinem Leben seinen bedrohlichen Weg ans Licht bahnen. Details über Adam, die ich, wie das Schicksal es wollte, bereits geahnt hatte, die ich ihr jedoch aus praktischen Gründen oder aus solchen der Ehrerbietung vor Adams Tod nicht hatte enthüllen können. Peinliche Details, die ans gleißende Licht der Wahrheit zu bringen ich moralisch verpflichtet war. Salz in die offene Wunde, ich weiß, und doch würde es sich als nicht zu vermeidendes Gewürz erweisen.

Nun, da ich beim Thema Wahrheit bin, ist es wichtig, dass ich ein Geständnis ablege. Oder vielmehr, dass ich Aufklärung leiste, um Adam Diehls unglücklichen Tod besser ins Blickfeld zu rücken und zu erläutern, weshalb ich wusste oder doch zu wissen glaubte, was ich über sein verborgenes Leben wusste.

Wie Adam war auch ich früher ein Fälscher gewesen, Sie verstehen? Unleugbar, ja ungeniert und triumphal ein Fälscher. Es gab eine Zeit in meinem Leben, da mir nichts mehr Freude bereitete, als Briefe und Manuskripte meiner Lieblingsautoren zu fälschen. Auch war ich nicht etwa irgendein naiver Frischling, hereingelegt und, wenn man so will, übers Ohr gehauen von Händlern, die meiner Hände Werk benutzten, um Millionen einzustreichen, während für mich nur Brosamen abfielen. Nein, ich wusste, wer ich war und was ich tat. Ich hatte von der Pike auf gelernt und mich, ha!, durch alles hindurchgefälscht. Und ich liebte meinen Beruf. Es ist keine Übertreibung, wenn ich behaupte, dass der furchtsame Schauer, der mich durchfuhr, wenn ich die Spitze meiner Schreibfeder auf jungfräuliches Papier herabsenkte, das erotischste Gefühl war, das ich mir überhaupt vorstellen konnte, das berauschendste, das prächtigste. Die Befriedigung, die sich einstellt, wenn Virtuosität auf die Probe gestellt wird, war wie keine andere; sie war es, wofür ich lebte und wonach vermutlich auch Diehl trachtete, obgleich ich vermute, dass die delikate Kunst der Fälschung ihm niemals jenen instinktiven Stich der Freude versetzt hatte, wie ich ihn stets empfand. Wenn ich mir die Widmung eines geschätzten Meisters ausdachte – sei es an ein Familienmitglied, sei es an einen anderen Romancier oder Dichter – und sie in ein Exemplar seines seltensten Buches schrieb, breitete sich eine nervöse Erhabenheit aus. Sagen

wir, es war wie ein elektrisierender Sternennebel oder wie eine Art Aurora Borealis des Geistes. Wahrhaftig, eine in Worten nicht zu fassende Beglückung.

Was hinter diesem einzigartigen Gefühl stand, war zum Teil die waghalsige Natur des Aktes selbst. Als geübter Handwerker hat der Fälscher nur eine Chance, seine Sache gut zu machen, oder er ruiniert alles, statt ein Buch begehrenswerter, kostbarer zu machen. Geht er jedoch fachmännisch vor – und in meiner Hochphase war ich absoluter Fachmann, vielleicht der beste Fachmann, der zu meiner Zeit in diesem Gewerbe überhaupt tätig war –, dann leuchtet der Himmel herab, und es singt ein Chor rebellischer Engel. Der Rest besteht in dem angespannten, aber befriedigenden Vergnügen, etwas zu wissen, was andere nicht einmal erahnen können. Jedes Mal, wenn ich meine Arbeit für eine stattliche Summe an einen erfahrenen Buchhändler verkaufte, wusste ich, dass ich die Welt abermals hintergangen hatte, auch wenn sie durch mich ironischerweise zu einem reicheren, einem glänzenderen Ort geworden war. Ich glaubte – anfangs zu Recht, später zu Unrecht –, sicher sein zu können, dass meine unechten Widmungen, meine gefälschten Briefe und Manuskripte die Gefilde bibliographischer Kennerschaft mit der vollkommenen Unsichtbarkeit des Authentischen, des über jede Kritik Erhabenen, des in jeder Hinsicht *Wirklichen* bereisen konnten. Derart raffinierte Täuschung war das Alpha und das Omega meiner Kunst.

Für den größten Teil meines Erwachsenenlebens war ich ein Mann, dem es nur um Tinte, Papier und Erstausgaben ging. Klassisches Papier für frühe Briefwechsel und Manuskripte, einwandfrei von Hand gemischte Tinten für überschwängliche Widmungen. Am wichtigsten waren mir nicht so sehr die Wörter als vielmehr die Buchstaben, ihre Liga-

turen und ihr Schwung, zumindest damals, als ich am Anfang stand. Jeder Buchstabe erforderte die richtige Präsenz und den richtigen Druck auf meiner kleinen Leinwand, das zarte Gewicht der Tinte, alte Sepia, verblichenes Schwarz. Die Aufstriche, die Abstriche, die choreographische Gestalt und Wesensart eines Kommas – das war es, was mich nachts vom Schlaf abhielt. Die Präzision eines Schlusspunktes. Einfache Anführungszeichen wie schwarze Mondsieheln an einem Himmel aus Pergament. Ein Spruch besagt: *Tu, was du liebst*. Das war es, was ich liebte.

Dann wurde ich gefasst. Nach meiner Verurteilung war die Branche – eine kleine Subkultur, bei der Kieselsteine, die man in einen Teich wirft, Flutwellen auslösen können, ein Völkchen genialischer Kinder – eine Zeitlang in heller Aufregung. Vielleicht ist »helle Aufregung« ein zu starker Ausdruck, eine solche Formulierung zu selbstgefällig. Wie mir jedoch eine Reihe von Freunden im Gewerbe später verriet – Freunde, die mir trotz meines Sturzes geblieben waren –, standen plötzlich auch vollkommen authentische Briefe und Signaturen in allen möglichen Erstausgaben unter Verdacht, und einige Händler wurden ebenso kaufwillig wie die Sammler. Dieselben Experten, die zuvor mit dem größten Vertrauen auf meine Angebote eingegangen waren, wurden nunmehr ins Verhör genommen: Bibliothekare für Sondersammlungen und andere verlangten eine Neuurteilung der Echtheit von Werken, die sie in den Jahren meiner eingestandenen Fälschertätigkeit erworben hatten, besonders, wenn es sich um Autoren handelte, die mein Spezialgebiet gewesen waren, an oberster Stelle Arthur Conan Doyle und Sherlockiana. So wie es auf Märkten immer zugeht, wenn Zweifel am Geschäftsgebaren der Beteiligten entstehen, kam ein Teil des Autographenmarktes vorüber-

gehend zum Erliegen, allerdings nicht lange, zumal ich nur eine vergleichsweise kleine Nische besetzt hatte.

Sei es, dass ich von einem geschickten Anwalt vertreten wurde, was der Fall war (noch dazu ein kluger und achtbarer Mann), sei es, dass Polizei und Staatsanwaltschaft dieses eher unschuldige Wirtschaftsdelikt nicht so ernst nahmen wie andere Betrugsfälle – wie viel aufregender war es, ein hohes Tier beim Insidergeschäft eines Hedgefonds auffliegen zu lassen, als einen kleinen Fisch festzunehmen, der eine Postkarte von H. G. Wells verfassen konnte –, jedenfalls gelang es mir, eine Prozessabsprache zu treffen. Ich war zuvor noch nie mit dem Gesetz in Konflikt geraten, hatte nicht einmal einen Strafzettel wegen Falschparkens erhalten, und natürlich kam mir auch das zustatten. Die Tatsache, dass ich im eigentlichen Sinne nichts gestohlen hatte, war ein weiterer positiver Faktor im Gesamtbild meiner Person. Nachdem ich mich mit meinem Anwalt beraten hatte, legte ich ein Geständnis ab – damit war eine lästige Gerichtsverhandlung überflüssig –, wurde verurteilt und bestraft.

Als Gegenleistung für meine uneingeschränkte Kooperation und im Lichte meines bis dahin unbescholtenen Leumunds wurde die Strafe zur Bewährung ausgesetzt, allerdings musste ich eine empfindliche Geldbuße zahlen, den Käufern den Anschaffungspreis zuzüglich Zinsen zurückerstatten, während endlos scheinender Stunden gemeinnütziger Arbeit in Stadtparks Laub und Abfall zusammenfegen und mich einverstanden erklären, den Behörden dabei zu helfen, Fälschungen wie diejenigen zu identifizieren, die ich mit solcher Souveränität angefertigt hatte. Ich schloss einen Pakt mit mir selbst, um ein neues Leben zu beginnen. Ich wusste, dass ich viele Brücken hinter mir abgebrochen hatte, doch Raritätenhändler, um sie nicht fälschlicherweise als

eine Gemeinschaft von Autoritäten darzustellen, die sich unerschwer übertölpeln lassen, sind meistens sehr scharfsinnige, aufrichtige und bedächtige Individuen. Als ich von der Polizei gefragt wurde, ob ich das Gefühl hätte, in unserem Gewerbe griffen die Fälschungen nur so um sich, erwiderte ich, nein, bei aller Bescheidenheit, es bedürfe eines Mannes meines Kalibers und meiner Finesse, um unentdeckt zu bleiben. Schlechtere Fälscher würden unweigerlich vom Himmel geschossen wie tief fliegende Vögel. Ich wolle ja nicht angeben, aber es bedürfe schon eines Raubvogels, wie ich einer sei, um sich der Reichweite gezielter Schrotschüsse zu entziehen, zumindest solange mein langer Flug gedauert habe. Zu meiner großen Erleichterung, ja Freude vergaßen und vergaben mir mehrere Leute im Lauf der Zeit – ich war im Gewerbe stets wohlgelitten gewesen, und sooft ich konnte und wo immer ich mich aufhielt, bestand ich darauf, dass die meisten Bücher und Manuskripte, die durch meine Hände gegangen waren, nicht gefälscht waren – eine höfliche Lüge, die niemand widerlegen konnte –, und allmählich war mein Ruf wiederhergestellt. Ich arbeitete sogar freiberuflich in einem der Auktionshäuser, wo ich zur Versteigerung anstehende Lose mit literarischen Juwelen, die ihnen Millionen einbrachten, auf mögliche Fälschungen hin begutachtete.

Also ja, mein schmutziges Geheimnis war aufgedeckt, meine hochgeschätzte *affaire de cœur* mit Feder und Papier vorüber. Infolgedessen litt ich – verdientermaßen –, zugleich aber trachtete ich nach Tilgung meiner Schuld, was mir auch größtenteils gelang, selbst wenn es im Gewerbe Leute gab, die mich für immer mieden.

Demgegenüber ließen die postumen Enthüllungen über Diehls Geheimnisse den Mann schutzlos zurück, und auf-

grund der wenn auch schwachen Verbindungen, die dank Meghan zwischen ihm und mir bestanden, war ich nicht übermäßig überrascht, als mich die Ermittler abermals vorluden. Als sie mich, ausgerechnet mich!, darum baten, einige der beschädigten Bücher und Manuskripte in Augenschein zu nehmen, vermutete ich, die Aufgabe habe mindestens ebenso viel damit zu tun, dass sie mir als möglichem Tatverdächtigen noch einmal auf den Zahn fühlen wollten, wie damit, ob ich nun bestätigte oder bestritt, dass bestimmte Briefe Fälschungen oder bestimmte Materialien Fälscherwerkzeuge waren. Ich fand mich rechtzeitig ein – selbstsicher, aber nicht allzu selbstsicher, freundlich, aber nicht argwohn-erregend freundlich – und hatte nichts als den schlichten Wunsch, ihnen die gewünschten Informationen zu erteilen und noch am selben Abend wieder in New York zu sein, rechtzeitig zum Abendessen mit Meghan wie immer.

Ob mir irgendeiner dieser Gegenstände vertraut sei, fragten sie und reichten mir ein Tablett nach dem anderen mit blut- und tintegetränkten Dokumenten, deren einschlägig signierte Seiten oder Blätter aufgeschlagen waren. Dankbar, dass ich keine sterilen Handschuhe zu tragen brauchte, weil man mich gar nicht erst aufforderte, irgendetwas zu berühren, antwortete ich mit einem ehrlichen Nein. Zwar war mir etwa die Erstausgabe von Dickens' *Notizen aus Amerika* vertraut, veröffentlicht im Jahre 1842 in London, beide Bände traurigerweise aus ihren Einbänden gerissen, doch die zeitgenössische Widmung und Dickens' charakteristisches »Slinky« immer enger werdender Schlangenlinien unter seiner Unterschrift wirkte plausibel und authentisch. Aber war mir dieser spezielle Band vertraut? Nein.

Was wäre so etwas wohl wert?, fragten sie.

In gutem Zustand, so wie der Band vor dem Zwischenfall

beschaffen gewesen sein mochte, und falls der Widmungsträger ein Freund des Autors war – den Namen könne ich nicht entziffern, entschuldigte ich mich –, vielleicht fünfzig bis fünfundsiebzig.

Dollar?

Ja, nun, fünfzig- bis fünfundsiebzigtausend Dollar, meine ich.

Ich war verblüfft, als sie mich fragten, ob ich jemals von einem gewissen Henry Slader gehört hätte, den Adam für den einen oder anderen Ankauf offenbar in monatlichen Raten bezahlt habe. Was ihn betraf, konnte ich nur mit den Schultern zucken. »Raten sind nichts Ungewöhnliches«, erklärte ich ihnen. Da sie die hohen Preise, zu denen seltene Bücher oft gehandelt werden, nicht gewohnt waren, zeigten sie an der Tatsache, dass hier Tausende von Dollar im Spiel waren, besonderes Interesse.

»Auch das ist nichts Ungewöhnliches«, versicherte ich ihnen. »Etwa der Dickens, den wir eben betrachtet haben – wir sprechen hier nicht über gewöhnliche Allerweltsbücher.«

Nun war es an ihnen, mit den Schultern zu zucken.

Auf diese Weise zog sich die Vernehmung oder Konsultation, was immer es war, eine Stunde oder länger hin, bevor sie mir einige Fragen stellten, mit denen ich mehr oder weniger gerechnet hatte. Schließlich hätten sie ja auch andere Experten heranziehen können, um die Überprüfung und Begutachtung durchführen zu lassen.

Wenn es mir nichts ausmache, es gebe da noch ein paar Dinge, die sie interessierten. Hatten Adam Diehl und ich uns jemals über Fälschungen unterhalten? Hatten wir jemals Geschäfte getätigt? Hatte er mich, als den Freund seiner Schwester, hinsichtlich Fälschungen jemals um einen Gefallen oder um einen Ratschlag gebeten?

Nein, nein, nein, antwortete ich unumwunden, womöglich sogar leicht gekränkt. Vielleicht war meine gelinde Verärgerung spürbar, vielleicht auch nicht. Jedenfalls beantwortete ich alle ihre Fragen nach bestem Wissen und Gewissen. Hätten sie einen Lügendetektor dabeigehabt, wäre ich gern bereit gewesen, erneut zu antworten, und hätte es dem Nichtausschlagen der Tintennadel überlassen, sie zu beruhigen.

Was ich sagen konnte und was ich sagte, war dies: Soweit ich es beurteilen könne, handele es sich bei einigen der bedauernswerterweise beschädigten Werke nicht um Fälschungen. Meine Meinung zu jedem Einzelstück könnten sie jedem beliebigen Spezialisten für literarische Artefakte vorlegen und würden herausfinden, dass mir die meisten, wenn nicht alle vermutlich beipflichten würden. Sie versicherten mir, genau dies tun zu wollen, dankten mir und entließen mich. Ich spürte ihre Enttäuschung, aber was wusste ich schon?

Obwohl ich Diehl all die Jahre über stark in Verdacht gehabt hatte, meiner einstigen Bruderschaft von Fälschern anzugehören, hatte ich ihn, genau wie ich es der Polizei gesagt hatte, nie darauf angesprochen, und Meghan gegenüber äußerte ich meinen Argwohn selbstverständlich nicht. Als ich ihr bei einem Glas Wein vor dem Abendessen enthüllte, wo ich tagsüber gewesen war und welche Fragen die Behörden mir zu Fälschungen gestellt hatten, wies sie mich, statt in Sorge zu sein, wie es gelaufen war, zurecht – erstens weil ich ihr nicht erzählt hatte, dass ich vorgeladen worden sei, und zweitens weil ich überhaupt Überlegungen zu Adam und Fälschungen anstellte.

Ich sagte: »Ich weiß, ich hätte dir mitteilen sollen, dass man mich vorgeladen hat, aber ich wollte dich wohl davor schützen, dir Sorgen machen zu müssen. Du hast ohnehin

genug um die Ohren. Und was Adam angeht, weißt du nur allzu gut, dass ich ihn gar nicht richtig gekannt habe. Habe ich denn seine Sammlung jemals zu Gesicht bekommen?«

Überflüssig zu erwähnen, dass die Stimmung an jenem Abend sich mit jedem Wortwechsel verschlechterte. Es möge der Hinweis genügen, dass sich die arme Frau ein paar wirklich scheußliche Tage und Nächte lang gegen mich wandte und mir drohte, mich nie wieder sehen zu wollen. Sie ging, und ich sage dies mit einer Art Bewunderung, härter mit mir ins Gericht, als es die Polizei getan hatte.

»Wie hättest du nicht über Adam Bescheid wissen können? Es ist unmöglich, dass du es nicht gewusst hättest«, sagte sie mit gepresster Stimme, ihr Gesicht fast so rot wie ihr Haar.

»Etwas zu argwöhnen und etwas zu wissen sind zwei Paar Schuhe«, entgegnete ich ihr.

»Verstehst du nicht, wie demütigend das ist? Was, wenn es sich herumspricht?«, fragte sie. »Meine Kunden werden hinter meinem Rücken lachen, oder schlimmer noch, sie werden mich bemitleiden. Ich könnte meinen Laden verlieren.«

»Aber du, du hast doch gar nichts verbochen. Niemand lastet dir irgendetwas an. Und niemand außer dir lastet mir irgendetwas an.«

»Erst du und jetzt auch noch Adam, weshalb sollte mir noch irgendjemand vertrauen? Weshalb sollte *ich* mir vertrauen?«

Obwohl ich wusste, dass es besser war, den Mund zu halten, sagte ich in einem Anfall von Verzweiflung: »Da wir gerade von Vertrauen sprechen. Als du vernommen wurdest, hast du da gesagt, dass du glaubst, ich hätte deinen Bruder nicht gemocht? Haben sie mich heute etwa deswegen wieder einbestellt?«

»Ich habe nichts dergleichen gesagt.«

»Als ich, ohne zu einem Ergebnis zu kommen, in ihrem stickigen Raum saß, habe ich mich nämlich gefragt, ob nicht das der Grund gewesen ist.«

So ging es weiter, nachdem mein schwächlicher Versuch, ihr Vorwürfe zu machen, gescheitert war. Sie hatte mich im Verdacht, schädlichen Einfluss auf Adam ausgeübt, ja sogar heimlich mit ihm zusammengearbeitet zu haben – alle möglichen verrückten Ideen. So hatte ich sie noch erlebt, und ich war ratlos, wie ich vorgehen sollte, außer ihr zu sagen, dass sie im Unrecht war.

Schließlich verflogen Feindseligkeit, Zorn, Scham oder die dornenvolle Kombination von allen dreien und mehr. Meghan und ich hatten schon in der Vergangenheit schwere Zeiten überstanden und würden auch diese überstehen. Sie wusste nicht, konnte nicht wissen, dass sich mein Einfluss auf ihren Bruder, selbst wenn mir daran gelegen gewesen wäre, mit ihm zusammenzuarbeiten, eher segensreich als schädlich auf ihn ausgewirkt hätte – zumindest, was seine handwerklichen Fähigkeiten betraf –, dass ich jedoch meine Techniken, meine Bezugsquellen, meine Werkzeuge, meine *passion* in hunderttausend Jahren nicht mit Adam Diehl oder sonst wem geteilt hätte. Durchaus möglich, dass meine Unnachgiebigkeit sowie die unabweisbare Tatsache meines Leugnens doch noch zu ihr durchdrangen, obwohl sie nicht ermessen konnte, weshalb ich mit solcher Entschiedenheit bestritten hatte, etwas mit Adams Fälschungen zu tun gehabt zu haben.

Als wir uns wieder versöhnten und in ihrer Mittagspause über den Tompkins Square schlenderten, sagte ich zu ihr: »Hör zu, Meg, nach allem, was du durchgemacht hast, ist es ein Wunder, dass du dich so gut gehalten hast.«

Ein Zyniker mochte diese Worte als Klischee abtun, aber sie waren in gutem Glauben gesprochen. Und manchmal, unter den richtigen Bedingungen, kann selbst das einfachste Klischee große Bedeutung haben. Wenn, wie Emerson schreibt, jedes Wort einst ein Geistesblitz war, dann war jedes Klischee einst eine Offenbarung.